

›Textus‹ im Mittelalter

Komponenten und Situationen des Wortgebrauchs
im schriftsemantischen Feld

Herausgegeben von
Ludolf Kuchenbuch und Uta Kleine

Mit 58 Abbildungen, 4 Tabellen und 3 Grafiken

Vandenhoeck & Ruprecht

06-1871

Für Ivan Illich

K

15
NA 174.00
93M6

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-525-35868-7



© 2006, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen
Internet: www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei der entsprechenden Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke. Printed in Germany.

Gesamtherstellung: Hubert & Co., Göttingen
Umschlagkonzeption: Markus Eidt, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

...der kann den text und och die gloß

Zum Wortgebrauch von ›Text‹ und ›Glosse‹
in deutschen Dichtungen des Spätmittelalters

von

MEINOLF SCHUMACHER

I.

Gibt es im Mittelhochdeutschen ›Texte‹? Bei der Suche nach Gebrauchsgeschichten von *textus* im Mittelalter, die von einer »riesigen Forschungslücke«¹ ausgehen muß, lohnt auch ein Blick in den historischen Wortschatz der deutschen Sprache². Formal betrachtet ergibt sich dabei folgendes Bild: Neben dem lateinischen Fremdwort *textus* finden sich in deutschsprachigen Quellen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit die Lehnformen *text* und *tex*, gelegentlich mit ›chs‹, ›gs‹ oder ›xs‹ als graphischen Varianten zum ›x‹. Hans Otto Spillmann (1988) hat für die deutsche lexikographische Tradition gezeigt, daß ›Text‹ von den Wörterbüchern zunächst nur sporadisch erfaßt wurde; seit Johann Christoph Adelung dürfte es dann kein Wörterbuch der deutschen Sprache mehr gegeben haben, das dieses Lemma nicht enthielte³. An der Schwelle von Vormoderne und Moderne stehend, beschreibt Adelung meist sehr präzise die traditionelle Lexik des Deutschen.

¹ MAXIMILIAN SCHERNER, ›Text‹. Untersuchungen zur Begriffsgeschichte, in: Archiv für Begriffsgeschichte 39 (1996) S.103–160, hier S.105; er konstatiert (S.104f.), »daß weite Epochen der europäischen Geistesgeschichte (z. B. die römische Antike, das gesamte Mittelalter sowie die Neuzeit bis ins 18. Jahrhundert) bisher hinsichtlich der vorherrschenden Begrifflichkeit von ›Text‹ überhaupt nicht oder nur marginal untersucht worden sind«. Vgl. DERS., Art. ›Text‹, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 10 (1999) Sp.1038–1044.

² Zu dt. ›Text‹ u. a. JACOB und WILHELM GRIMM, Deutsches Wörterbuch XI/1/1 (1935) Sp.294–296; Deutsches Fremdwörterbuch 5 (1981) S.201–204; HANS OTTO SPILLMANN, Zur Wortgeschichte und lexikographischen Belegung von ›Text‹ und ›Kontext‹, in: Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. FS Ludwig Erich Schmitt, hg. v. HORST HAIDER MUNSKE u. a., Berlin – New York 1988, S.200–209; HERMANN PAUL, Deutsches Wörterbuch, hg. v. HELMUT HENNE u. a., 10. Aufl., Tübingen 2002, S.1002.

³ SPILLMANN, Wortgeschichte (wie Anm. 2), S.204.

Schauen wir deshalb, was Adelungs ›Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart‹ (in der zweiten Auflage von 1793–1801) zu diesem Stichwort mitteilt:

»Der *Têxt*, des -es, plur. die -e, aus dem Latein. ›Textus‹, die Worte eines Schriftstellers, zum Unterschiede von der Auslegung derselben, oder so fern sie zum Grunde einer Erklärung dienen; in welchem Verstande, besonders die biblischen Stellen, über welche geprediget wird, Texte heißen. Nun weiter in den Text! weiter in oder von dieser Sache. Zu tief in den Text kommen, zu viel von einer Sache reden. Jemanden den Text lesen, ihm eine ernsthafte Vermahnung, einen ernsthaften wörtlichen Verweis geben, wofür man auch sagt, die Epistel, den Leviten lesen; lauter von den Texten der Prediger entlehnte R. A.«⁴

Um phraseologische Wendungen (›R.A.‹ = Redensarten) erweitert, die im aktuellen Idiomatik-Duden heute nicht viel anders aufgelistet werden⁵, faßt Adelung, wenn auch gewiß nicht erschöpfend, die vormoderne Verwendung von ›Text‹ zusammen. Dabei fällt auf, daß der Begriff ausschließlich im Verhältnis zu Begriffen wie ›Auslegung‹, ›Erklärung‹ und ›Predigt‹ bestimmt wird. Dies macht vielleicht verständlich, weshalb ein mittelniederdeutsch-lateinisches Wörterbuch definieren kann: *text, is schrift dat neyn glose is*⁶. Und der 1482 in Nürnberg gedruckte ›Vocabularius Teutonico-Latinus‹ bestimmt umgekehrt: *Glos als schrift do kein text ist*⁷. Das Wort ›Glosse‹ meint dabei weniger die Erklärung oder Übersetzung des Einzelworts und auch nicht das Stichwort eines Vokabulars, sondern eine Form der Texterklärung, meist knapper als ein Kommentar, etwa zur Bibel, zu Rechtstexten oder zu einzelnen Dichtungen (wie ›Reynke de vos‹)⁸. In diesem Sinne definiert etwa der ›Vocabularius Ex quo‹: *Glosa eyn usslegunge*⁹. Und das deutsche (Fremd-)Wörterbuch des Simon Roth von 1571 weist ausdrücklich darauf hin, daß eine Auslegung nicht nur die Wörter, sondern auch die ›ganze Meinung‹ betreffe¹⁰. Unterschieden ist dieser Wortgebrauch von der heutigen

⁴ JOHANN CHRISTOPH ADELUNG, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, 2. Aufl., Leipzig 1801, Bd. 4, Sp. 562.

⁵ GÜNTHER DROSDOWSKI, WERNER SCHOLZE-STUBENRECHT, Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Wörterbuch der deutschen Idiomatik (Der Duden 11) Mannheim u. a. 1992, S. 722.

⁶ LORENZ DIEFENBACH, Novum Glossarium Latino-Germanicum Mediae et Infimae Aetatis, Frankfurt a. M. 1867, S. 364.

⁷ Vocabularius Teutonico-Latinus, hg. v. KLAUS GRUBMÜLLER, Hildesheim – New York 1976.

⁸ Dazu u. a. NIKOLAUS HENKEL, Art. ›Glosse₁‹, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 1 (1997) S. 727 f. Zum Wort u. a. GRIMM, Deutsches Wörterbuch (wie Anm. 2), IV/1/5 (1958) Sp. 209–219; PAUL, Wörterbuch (wie Anm. 2), S. 423.

⁹ Vocabularius Ex quo, hg. v. BERNHARD SCHNELL u. a., Tübingen 1988, Bd. 3, S. 1161.

¹⁰ SIMON ROTH, Fremdwörterbuch (›Ein Teutscher Dictionarius‹), hg. v. EMIL ÖHMANN, Hel-

Verwendung von ›Glosse‹ für einen »kurzen journalistischen Meinungstext«¹¹, wobei sich, wie sonst überhaupt im nicht-wissenschaftlichen Bereich, die Aussprache mit kurzem ›o‹ durchgesetzt hat, weshalb auch die neue deutsche Rechtschreibung bei diesem Wort Doppel-S vorsieht. Wir haben offenbar das Verhältnis zu ›Glosse‹ und vergleichbaren Begriffen mit zu berücksichtigen, wenn wir den Gebrauch des Lehnworts ›Text‹ in der deutschen Literatur des Spätmittelalters (in der Regel also bis etwa um 1500) betrachten, wobei der Schwerpunkt auf poetischen Werken liegen soll¹². Daß dies zunächst nur skizzenhaft geschehen kann, versteht sich beim derzeitigen Forschungsstand von selbst.

II.

Die wahrscheinlich ältesten Belege für ›Text‹ in deutschen Quellen finden sich dort, wo man sie nach Adelungs Bestandsaufnahme vermuten darf: in der volkssprachigen Rezeption der Heiligen Schrift. Hier sind vor allem zwei Bibeldichtungen zu nennen, die im Bereich des Deutschen Ordens entstanden sind, und zwar die zu den alttestamentlichen Büchern Hiob und Daniel. Der anonyme (vermutlich geistliche) Autor einer mitteldeutschen Hiobdichtung¹³, die im Jahr 1338 abgeschlossen wurde (vgl. vv. 15521–15524), formuliert im Prolog sein Programm. Während die ›weisen Lehrer‹ *vil glosen* zu der Heiligen Schrift machten (vv. 209–211), wovon besonders Papst Gregor der Große – nicht ganz zutreffend – dafür gerühmt wird, daß er das Buch Hiob *wol virleige wys / Gegloset tyef* habe (vv. 489f.)¹⁴, will er selbst nun auf solche ›Glossen‹ verzichten:

*Durch daz ich geswigen will
Der glosen, want ir ist zu vil.
Ich will lichtlich und slecht*

sinki 1936, S. 314: *Gloss, oder gantz glossa. Ein Griechisch wort / Latine lingua, Ein zung. Item ein außlegung / verdolmetschung / da ein wort vnd ein sprach mit der andern erklärt wird. Vnd solches nit allein als vil die plossen wort / sondern auch die gantze meynung betrifft.*

¹¹ Dazu u. a. ULRICH PÜSCHEL, Art. ›Glosse₃‹, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 1 (1997) S. 730–732. Die lyrische Gattung ›Glosse‹ kann hier übergangen werden; dazu WERNER HELMICH, Art. ›Glosse₂‹, in: ebd. S. 728–730.

¹² Das Fachschrifttum muß leider ausgeschlossen bleiben; für die Rechtsliteratur verweise ich auf den Beitrag von DAGMAR HÜPPER in diesem Band.

¹³ Die mitteldeutsche poetische Paraphrase des Buches Hiob, hg. v. T. E. KARSTEN (Deutsche Texte des Mittelalters 21) Berlin 1910.

¹⁴ Zu den Schriftsinnen bei Gregor vgl. DIETRAM HOFFMANN, Die geistige Auslegung der Schrift bei Gregor dem Großen, Münsterschwarzach 1968.

*Den text, mag ich, uz legen recht,
 Als ich allerbeste kann,
 Ab mir Got des lebens gan.
 Dy vorrede hy besta.
 Nu wil ich deme texte na
 Gen in diesem buche vort [...] (vv. 493–501, S. 8)*

Festhalten läßt sich einmal: ›Text‹ ist hier der Wortlaut der Heiligen Schrift, ›Glossen‹ sind die dazugehörigen Kommentare und Homilien der Kirchenväter, ob sie nun im originalen Wortlaut rezipiert wurden oder in vermittelnden Werken. Dabei ist das Argument, er wolle keiner ›Glosse‹ folgen, da es zu viele davon gebe, schon deshalb erstaunlich, weil sich die mittelalterlichen Auslegungen des Buches Hiob sehr stark ähneln, da sie offenbar sämtlich sich der Autorität der ›Moralia in Job‹ Gregors nicht entziehen konnten oder wollten. Festzuhalten ist zweitens: Der Verzicht darauf, ›der Glosse‹ oder ›den Glossen‹ zu folgen, beinhaltet keineswegs den Verzicht auf eine Auslegung des biblischen Wortlauts. Anders als es der Titel der kritischen Ausgabe suggeriert, handelt es sich nicht um eine reine ›Paraphrase‹ des Buchs Hiob. Nur will es der Dichter selbst auslegen, nicht dabei der Glosse folgen, ›sofern ich das kann‹ (*mag ich*), wenn er auch faktisch, insbesondere bei den Naturexegesen, dann doch immer wieder der Gregor-Tradition folgt. ›Text‹ steht also im ›Mitteldeutschen Hiob‹ in einem engen Verhältnis sowohl zum Glossieren wie zum Auslegen, die hier voneinander unterschieden werden, wobei man das Auslegen als leicht verständliche Erklärung begreifen könnte, wenn nicht eine Demutsformel vorliegt, nach der es der Dichter nicht wage, sich mit seinen Kommentaren in die Reihe der ›weisen Lehrer‹ der Glossen zu stellen.

Die zweite Bibeldichtung aus dem Umkreis des Deutschen Ordens, die man hier heranziehen kann, ist in zeitlicher Nähe zum ›Hiob‹ entstanden. Der ebenfalls anonyme Autor des ›Daniel‹¹⁵ unterscheidet nicht streng zwischen ›Glosse‹, ›Auslegung‹, ›Deutung‹ usw. Er bittet die Gottesmutter um Fürsprache dafür,

*Daz ir sun min anegin
 Si, ende, mitten der sin,
 Des textis uzlegere,
 Der glosen meisterere. (vv. 93–96)¹⁶*

¹⁵ Die poetische Bearbeitung des Buches Daniel, hg. v. ARTHUR HÜBNER (Deutsche Texte des Mittelalters 19) Berlin 1911.

¹⁶ Vgl. vv. 78–80, S. 2: *Dar uf ich mich nu schichte / zu der uzlegunge bar / Und des textis glosen war.*

Der Dichter des ›Daniel‹ läßt auf jedes Kapitel seiner poetischen Bearbeitung des biblischen Buches eine ›Glosse‹ folgen, die eine Homilie in Reimpaarversen darstellt. Der Übergang von der Nacherzählung von Dan. 1 zur Auslegung dieses Kapitels könnte auch ein Predigteingang nach der Lesung des Evangeliums sein:

*Ir habet wol vernumen
Wie der text her ist kumen
Ersten an biz zu ende.
Die glose Got nu sende
uch allen, daz ir verestet
Uzlegungge, wie die get. (vv. 329–334)*

Ähnlich klingen die Eingänge der weiteren Glossen¹⁷, wobei an die traditionelle Metaphorik der spirituellen Schriftdeutung angeknüpft werden kann, zum Beispiel an die von Kern und Schale¹⁸:

*Horchen sulle wir lise
Waz uns die glose wise
Uz disses textis kerne.
Vernemet ez vil gerne! (vv. 1645–1648)¹⁹*

Der ›Daniel‹-Dichter kann wohl auch deshalb von ›Glossen‹ sprechen, weil seine Reimpredigten über den ›Text‹ des Propheten Daniel den traditionellen Auslegungen folgen, die er etwa aus der ›Glossa ordinaria‹ entnommen haben könnte, was die Verwendung im Sinne von ›Bibelauslegung durch anerkannte Autoritäten‹ gefördert haben mag. Es bildet sich jedenfalls ein spätmittelalterlicher Buchtyp heraus, der die Perikopen²⁰ mit der Glosse enthält. So beginnt die Heidelberger Handschrift Cpg 55 (vom Jahr 1455) mit den Worten: *Hie heben sich ane die Ewangelij zu duschem mit dem text vnd mit der glose durch das gantz jare uff die heligen sondage (fol. 1ra)²¹*. Und

¹⁷ Z. B. vv. 913–916, S. 15: *Aber sal uns gezemen / Horchen unde vernemen / Waz uns die glose scheime / Von deme texte reine*; 4763–4766, S. 74: *Ich will aber vurbaz gan / Grifende die glose an / Dis textis der hie gereit / Lesende ist hin geleit*.

¹⁸ Dazu HANS-JÖRG SPITZ, Die Metaphorik des geistigen Schriftsinns. Ein Beitrag zur allegorischen Bibelauslegung des ersten christlichen Jahrtausends (Münstersche Mittelalter-Schriften 12) München 1972, bes. S. 61–67; die Belege für *textus* usw. dort im Register s.v. ›weben‹.

¹⁹ Vgl. die Duft-Metaphorik bei der Rückkehr zum Wort-laut; vv. 554–560, S. 9: *Nu sint die sechs namen dir / Zu gelegt mit glosen. / Vurbaz will ich nu kosen / Aber von des textis lut. / Smaghafft ist er als ein crut / Daz wol ruchtet uber al, / Suze mit der glosen gal*.

²⁰ Dazu MEINOLF SCHUMACHER, Art. ›Perikope‹, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 3 (2003) S. 43–45.

²¹ NIGEL F. PALMER, Deutsche Perikopenhandschriften mit der Glosse. Zu den Predigten der

ein gedrucktes Plenar von 1491 (Straßburg: Martin Schott) trägt den Titel: *Alle Ewangelien und epistelen mit der glos durch dz ga[n]cz iar*²². Es versteht sich von selbst, daß solche Sammlungen keine originellen Kommentare enthalten.

Der Ausdruck ›Glosse‹ liegt auch dann nahe, wenn der Ausdruck ›Predigt‹ vermieden werden soll, weil etwa der entsprechende Autor Laie ist und sonst gegen das Predigtmonopol des Klerus verstoßen würde. Das gilt zum Beispiel für viele religiöse Dichtungen des Meistersangs. Unter den 452 Meisterliedern von Michel Beheim († vor 1479) findet sich eine Reihe von zweiteiligen Evangelienliedern (in der ›Osterweise‹), bei denen auf eine Paraphrase der Perikope eine Auslegung folgt, die durchweg ›Glos‹ (oder in Dialektfärbung: ›Glas‹) überschrieben ist. In einigen Fällen wird der Übergang zur Deutung mit unserem Gegensatzpaar beschrieben. So folgt auf einen fünfstrophigen Bar über die Verkündigung an Maria ein auslegender Bar von genau zehnfachem Umfang (also fünfzig Strophen!); darüber steht *daz ist dy glas*, und dieses zweite Teillied beginnt mit den Versen:

*Dises texes etliche wart
wil ich ain klain perichten vart
von der maid erentreichen. (117a, vv. 1–3)*²³

Beim Evangelium über die Heiligen Drei Könige fällt das quantitative Verhältnis der Glosse zum Text noch mehr zugunsten der Kommentierung aus (7/106 Strophen); dort lautet der Übergang:

*nun habend ir des texes wort,
mit dem so ist es an dem ort
auf daz kürcezt slehtleiche. (124a, vv. 68–70)*
glos.
*Dieser worter ich etwo wil
auss legen und verglosen will. (124b, vv. 1f.)*²⁴

In der ›Hofweise‹ versifizierte Michel Beheim das Evangelium von der Samariterin am Jakobsbrunnen (Jh. 4,1 ff.), worauf keine nachträgliche Auslegung folgt. Hier steht dem Wortlaut (der ›Läutung‹) des Textes die ›Bedeu-

spätmittelalterlichen deutschen Plenarien und Evangelistare, in: Deutsche Bibelübersetzungen des Mittelalters, hg. v. HEIMO REINITZER, Bern u. a. 1991, S. 273–296, hier S. 294, A. 2.

²² PAUL PIETSCH, *Ewangely und Epistel Teutsch. Die gedruckten hochdeutschen Perikopenbücher (Plenarien) 1473–1523*, Göttingen 1927, S. 21.

²³ MICHEL BEHEIM, *Die Gedichte*, hg. v. HANS GILLE, INGEBORG SPIEWALD, Bd. 1–3/2 (Deutsche Texte des Mittelalters 60, 64, 65/1, 65/2) Berlin 1968–1972, Bd. 1, S. 430.

²⁴ MICHEL BEHEIM, *Gedichte* (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 521.

tung< an der Seite, die bereits der Evangelist dem ›Text‹ gab. Das Lied endet mit den Versen:

*Hie sein die wart vermelt
nach dises tegstes leutung
und Jahannes peteutung,
als er beschreibet hie,
Wie got sein gnad verlie
disen Samaritan.
also well er ach lan
uns sundern hie peschehen
und diesem Michel Pehen,
der dis getichtet hat! (305, vv. 201–210)²⁵*

Auch für andere Meistersinger ist ›Text‹ eine biblische Grundlage ihrer predigtähnlichen Lieder, etwa bei Hans Sachs († 1576), wo eine *außlegung* beginnt: *Auß disem texte nemb wir mehr / Zwo schöne christenliche lehr*²⁶. Von den noch vorreformatorischen Dichtern sei Hans Folz († 1513) genannt, der in seinen Meisterliedern²⁷ die Prophetie Jes. 9,1 ff. traditionell auf die Inkarnation bezieht: *Alls auch der profet hot / Erzelet und im text clar stot, / Welcher außlegung auch ist not* (Nr. 62, vv. 54–56)²⁸. Gern und ausführlich behandelt er das Problem der *Immaculata conceptio Mariens*. Wer die Zeugnisse der Bibel wie etwa die Worte des Engels an Maria nicht gelten lasse, *Der het den text der schrift felschlich gelesen* (Nr. 31, v. 88). Viele einschlägige Zeugnisse wolle er übergehen:

*Des ich geschweig hin für,
Sünder ir beschreibung erczel
Der ding halben in warer spür,
Doch anders nit dan nach dem text;
Wölt selb die glos verstan
In schlechter pan,
Was sie verkündet han
Von der gepürdt Marie fran
Schriftlich, natürlich, figürlich. (Nr. 65, vv. 233–240)*

²⁵ MICHEL BEHEIM, *Gedichte* (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 590 f.

²⁶ HANS SACHS, *Evangelium: Mutter und bruder Christi*, in: Hans Sachs, hg. v. ADELBERT VON KELLER, EDMUND GOETZE, Ndr. Hildesheim 1964, Bd. 15, S. 343–346, hier S. 344.

²⁷ HANS FOLZ, *Die Meisterlieder*, hg. v. AUGUST L. MAYER (Deutsche Texte des Mittelalters 12) Berlin 1908.

²⁸ Vgl. ebd., 62, 73, S. 238: *Zum dritten diser text das kindlin ›Got‹ bekennt*; 62, 81, S. 239: *Zum firden ›starck‹ der text in mell.*

Schon von der Datierung her nimmt eine Strophe meisterlicher Liedkunst eine Sonderstellung ein, da sie bereits in der ›Jenaer Liederhandschrift‹ überliefert ist (fol. 105rv), also wie die Deutschordensdichtungen dem 14. Jahrhundert angehört. Obwohl sie dort Frauenlob († 1318) zugeschrieben wird, braucht die Datierung nicht noch früher angesetzt zu werden, denn es handelt sich um eine sogenannte ›Gegenstrophe‹, die also auch von einem späteren Autor stammen könnte. Ich zitiere nur kurz aus diesem schwierigen dichterischen Gebilde, ohne hier auf die Interpretation eingehen zu können, die den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde:

*man spricht, daz nicht
 abent aller tage entstunde,
 swer der rede kunde
 gewunne, secht, die glose er wol ane vrage vunde:
 die merker jen, man müge sie wol begrifen mit den handen,
 Sit daz sie unvermuret stet
 und ieslich sin sie wol bevet.
 der text mir jet,
 swer ir list spet,
 daz er den sin nicht überset. (Nr. V, 121G, vv. 8–17)²⁹*

Soviel sei nur festgehalten: Auch bei diesem für die volkssprachige Verwendung recht alten Beleg steht ›Text‹ in unmittelbarer Verbindung zur ›Glosse‹. Die Frage ist allerdings, ob Glosse hier die Erklärung dieses ›Textes‹ ist, oder ob sie sich auf etwas anders bezieht, etwa als Auflösung eines Rätsels. Dann würde der ›Text‹ bestätigen, daß derjenige, der die Glosse genau betrachtet, den Sinn gar nicht verfehlen könne. ›Text‹ wäre also eine als Autorität geltende Schrift, die nicht mit der Bibel, aber auch nicht mit einem Rechtstext identisch sein muß³⁰. In diesem Verständnis von schriftlicher Autorität scheint ›Text‹ dann häufig verwendet worden zu sein, z. B. nicht ganz verständlich in einem Astrologie-Gedicht eines späten Pseudo-Frauenlobs (*do nach dem rechten texten*; Nr. VII, 203, v. 26)³¹. Für Dichter und Übersetzer ist es dann die Quelle oder die Vorlage, die man bearbeitet. So scheint Hans Vintler († 1419) in den ›Blumen der Tugend‹ mit ›Text‹ eine originale Vorlage zu meinen, wobei es sich in diesem Fall nicht um die italienischen ›Fiore di virtù‹ handeln kann:

²⁹ FRAUENLOB (HEINRICH VON MEISSEN), Leichs, Sangsprüche, Lieder, hg. v. KARL STACKMANN, KARL BERTAU, Göttingen 1981, S. 461; dazu ebd. S. 842 f.

³⁰ Vgl. KARL STACKMANN, Wörterbuch zur Göttinger Frauenlob-Ausgabe, Göttingen 1990, S. 364.

³¹ Sangsprüche in Tönen Frauenlobs. Supplement zur Göttinger Frauenlob-Ausgabe, hg. v. JENS HAUSTEIN, KARL STACKMANN, Göttingen 2000, S. 140; dazu S. 443.

Von der sterk han ich gelesen,
 das ze Rom ain ritter gewesen,
 der selb hies Oracius Codext,
 also nennet in der text. (vv. 4330–4333)³²

Eine kleine Theorie des Übersetzens gibt der Ulmer Arzt Heinrich Steinhöwel († 1478); er erklärt in der Vorrede seines sehr erfolgreichen Fabelbuchs, es sei aus dem Lateinischen *schlecht und verstantlich getütschet, nit wort uß wort, sunder sin uß sin, um merer lütrung wegen des textes oft mit wenig zugelegten oder abgebrochnen worten* gezogen. Der ›Text‹ ist auch hier die Vorlage, die als lateinisches ›Original‹ in Steinhöwels ›Esopus‹ jeweils vor (›über‹) der deutschen Fassung steht; eine Prosaübersetzung komme diesem ›Text‹ näher, als es eine Versübertragung (à la Boners ›Edelstein‹) könnte:

*Hie wirt ouch allain die gemain ußlegung nach schlechtem tütsch ungerymt gesezet, nit wie sy vor in tütschen rymen gesezet sint, umb vil zuogelegte wort zemyden und uf das nächst by dem text, wie oben stat, zu belyben*³³.

III.

Mit Ausnahme der beiden Deutschordensdichtungen ›Hiob‹ und ›Daniel‹, die in exegetischen Zusammenhängen stehen, und der Frauenlob-Gegenstrophe aus der ›Jenaer Liederhandschrift‹ sind alle bisher vorgestellten deutschsprachigen Belege von ›Text‹ frühestens ins 15. Jahrhundert zu datieren. Als eine weitere frühe Ausnahme kann das Corpus der mittelhochdeutschen Reimpaarreden von Heinrich dem Teichner gelten, der – wenn wir einen Nachruf von Peter Suchenwirt richtig deuten – vor 1377 gestorben ist. Freilich muß man berücksichtigen, daß die einst sehr beliebte Teichnerrede zu einer literarischen Gattung wurde, da offenbar auch nach dem Tod des Dichters im gleichen Stil mit der Schluß-Signatur ›Also sprach der Teichner‹ weiter gedichtet wurde; deshalb könnte auch hier das eine oder andere Stück noch ins 15. Jahrhundert hineinreichen³⁴. Die Teichner-Dichtungen liegen

³² HANS VINTLER, Die Pluemen der Tugent, hg. v. IGNAZ V. ZINGERLE, Innsbruck 1874, S. 148.

³³ HEINRICH STEINHÖWEL, Vita Esopi fabulatoris clarissimi, in: Theorien zu Fabel, Parabel und Gleichnis, hg. v. REINHARD DITHMAR, Ludwigsfelde 2000, S. 99–134, hier S. 99f. Vgl. GERD DICKE, Heinrich Steinhöwels ›Esopus‹ und seine Fortsetzer. Untersuchungen zu einem Bucherfolg der Frühdruckzeit (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 103) Tübingen 1994, bes. S. 25f.

³⁴ Dazu EBERHARD LÄMMERT, Reimsprecherkunst im Spätmittelalter. Eine Untersuchung der Teichnerreden, Stuttgart 1970, bes. S. 14–22.

seit Jahrzehnten in der Reihe ›Deutsche Texte des Mittelalters‹ von Heinrich Niewöhner ediert vor³⁵; allerdings verbucht Niewöhners detailliertes ›Wörterverzeichnis‹ zu den drei stattlichen DTM-Bänden (Bd. 3, S. 346–424) das Lemma ›Text‹ nicht. Daß es in den insgesamt 729 überlieferten Teichnerreden nicht breit vertreten ist, liegt wohl an der außerordentlichen Vielfalt der Themen³⁶, die sich um die rechte Lebensführung aller Stände (auch des Klerus) gruppieren, zu denen rein exegetische Fragen oder ganze Auslegungen von Perikopen wie im Meistergesang nur selten gehören. Dennoch lassen sich ›Text‹-Belege nachweisen, und zwar in einer speziellen Zielrichtung, die sich kurz vorzustellen lohnt.

Bei der Rede Nr. 464, dem mit 2066 Versen zweitlängsten Gedicht des Teichner-Ceuvres, handelt es sich um eine beredte Verteidigung der Unbefleckten Empfängnis. Umso mehr überrascht der Eingang dieser Dichtung:

*Ir höret wol, die hailig schrift
sey ain vellung und ain gift,
so mans nach dem text verstat
und die glos dar zû nicht hat.* (vv. 1–4; Bd. 2, S. 276)

Ir höret wol [...]. Hören wir das wirklich? Die Bibel als etwas, das den Menschen zu Fall bringt und ihn vergiftet? Die Glosse als dasjenige, was der Heiligen Schrift ihre Gefährlichkeit nimmt? Dann wäre die Glosse mindestens so wichtig geworden wie der Text, dann könnte der göttlich inspirierte Text niemals deutlich genug sein, um ohne Kommentar richtig verstanden zu werden. Das scheint jedenfalls die Aussage zu sein, die offenbar eine berühmte Paulusstelle umformuliert: 2 Kor. 3,6 ›Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig‹ (*littera enim occidit, Spiritus autem vivificat*). ›Text‹ ist dabei an die Stelle des ›Buchstabens‹ getreten und ›Glosse‹ an die Stelle des ›Geistes‹. Nun hat in der Tat die Patristik und die mittelalterliche Theologie die Paulinische Antithese ›Geist / Buchstabe‹ gern zur Legitimation eines spirituellen Schriftverständnisses angeführt³⁷. ›Text‹ für den Literalsinn liegt des-

³⁵ HEINRICH DER TEICHNER, Die Gedichte, hg. v. HEINRICH NIEWÖHNER, 3 Bde. (Deutsche Texte des Mittelalters 44, 46, 48) Berlin 1953–1956.

³⁶ Dazu zuletzt MEINOLF SCHUMACHER, Über die Notwendigkeit der ›kunst‹ für das Menschsein bei Thomasin von Zerklare und Heinrich dem Teichner, in: »Artes« im Mittelalter, hg. v. URSULA SCHAEFER, Berlin 1999, S. 376–390.

³⁷ Dazu GERHARD EBELING, Art. ›Geist und Buchstabe‹, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart 2 (3. Aufl. 1958) Sp. 1290–1298. Zu späteren Tendenzen vgl. JAN-DIRK MÜLLER, Buchstabe, Geist, Subjekt. Zu einer frühneuzeitlichen Problemfigur bei Sebastian Franck, in: Modern Language Notes 106 (1991) S. 648–674.

halb nahe. Aber läßt sich der weite Komplex der Allegorese auf einen festen Katalog orthodoxer Auslegungen, eben auf eine Glosse, reduzieren? Genau dazu ist die Allegorese zumindest im Verständnis volkssprachiger Laien-theologen wie dem Teichner geworden. Von einem Spannungsverhältnis zwischen Geist und Buchstabe läßt sich nicht mehr viel spüren. Der zur Glosse erstarrte Geist ist nun ebenso Schrift, also Buchstabe, wie der Buchstabe, der Wortlaut der Bibel. Diesen modifizierten Einspruch gegen formale Gesetzesgläubigkeit nutzt der Teichner dann konsequent zu einer antijüdischen Spitze³⁸:

*da von sind die juden swach
daz si gent dem text nach
und die glos nicht wellent wissen. (vv. 5–7; S. 276)*

Wie kommt man nun von diesem Vorwurf an die Juden, die christliche Bibel-deutung nicht berücksichtigen zu wollen, zur Unbefleckten Empfängnis? Es geht dabei um die Schwierigkeit, Bibelstellen über die Sündhaftigkeit **aller** Menschen nicht auf Maria beziehen zu müssen. Nur wenn man sie wie bei den Juden ›ausgelegt‹ lasse, dann verweise manche Prophetie ins Allgemeine:

*etleich propheczye sait
in die gemain unaussgelait;
so sint etleich lerer
die beschaident dann die mār,
als sant Pauls spricht da pey
daz der text der tot sey,
wer der glos sich lat verdriessen.
man müß mit den sinn entliessen
der gemainen sprüche tor. (vv. 535–543, S. 283)*

Das Aufschließen des Sinns nimmt solchen Bibelsprüchen ihre Allgemeingültigkeit. Sie nicht auf Maria beziehen zu müssen, das ist allein eine Leistung der Glosse, die damit ›über‹ dem Text steht:

*waz gemainer sprüch wirt geben,
daz get alle dinch nicht an;
da ist etz ze nemen van.
da von mag man nicht bewärn
mit gemainer sprüche mār
unser frowen missetat,*

³⁸ Vgl. MANUELA NIESNER, Die Juden in den Teichnerreden, in: Zeitschrift für deutsches Altertum 129 (2000) S. 39–69, zu diesem Gedicht bes. S. 40 f.

*seid die glos dar über stat
mit den worten auss genomen,
si sey nie zû sünden komen. (vv. 562–570, S.283)*

Wird in dieser Rede nur indirekt den Gegnern der Immaculata Conceptio unterstellt, sich im Umgang mit der Heiligen Schrift wie Juden zu verhalten, indem sie die Einschränkungen und Relativierungen der biblischen Aussagen durch die Glosse der christlichen Theologie nicht akzeptieren, so richtet sich der Teichner in einer anderen Reimpaarrede direkt gegen ›die Juden«. Im längsten Gedicht des Teichnercorpus, dem ›Gespräch mit der Weisheit« (Nr. 564), wird so ziemlich die ganze kirchliche Dogmatik lehrgesprächartig durchgegangen; dazu gehört auch eine negative Hierarchie für den Bereich der Glaubensabweichung³⁹: Ketzler sind demnach schlimmer als Juden, und Juden sind schlimmer als Heiden, da die Juden die Bibel genauso wie ›wir« zur Verfügung haben, die sie jedoch ›gegen die Wahrheit lesen«:

*mit ir selbers weissagen
werdentz ubersaget schir,
daz sis habent recht sam wir
und die sprüch der propheczein,
daz si nachm text da sein,
an daz si den sinn vercherent
und eine falsche glos darauf lerent.
da sint die juden pöser wesent,
daz si wider d'warhait lesent. (Nr. 564, vv. 3624–3632, Bd. 3, S. 81 f.)*

Vom Paulinischen Gegensatz ›Geist und Buchstabe« ist nun gar nichts mehr übrig geblieben. Den Juden wird nicht mehr vorgeworfen, sklavisch am Wortlaut der Schrift zu kleben, sondern die Bibel anders auszulegen, als es vom offiziellen Christentum gefordert wird. Auch die Juden haben ihre Glosse, doch es ist die falsche! Sie benutzen beim Lesen der Bibel einen schlechten Kommentar, mit dem sie ›den Sinn verkehren«. Damit sind die Juden, bei aller Differenzierung⁴⁰, doch sehr stark in die Nähe der Häretiker gerückt, und das Gegensatzpaar ›Text/ Glosse« hat kaum noch eine andere Funktion als die einer antijüdischen Kampfformel.

³⁹ Vgl. ULRICH ERNST, Literarische Ausgrenzungsstrategien gegenüber Ketzern im Spätmittelalter. Versuch einer Systematisierung, in: Exil, Fremdheit und Ausgrenzung in Mittelalter und früher Neuzeit, hg. v. ANDREAS BIHRER u. a. (Identitäten und Alteritäten 4) Würzburg 2000, S. 15–33, bes. S. 22 f.

⁴⁰ Vgl. NIESNER, Die Juden (wie Anm. 38), S. 56 f. (»Juden, Heiden, Ketzler«).

IV.

Wenn es demnach auch ›falsche‹ Glossen geben kann (etwa die der Ketzer oder der Juden), so wurde doch das Verfahren des Kommentierens von Texten durch ›Glossen‹ bei den bisherigen Belegen nicht weiter problematisiert. Das ist anders in einer Szene aus dem – wahrscheinlich um 1408/10 in Konstanz entstandenen – ›Ring‹ Heinrich Wittenwilers, einem der rätselhaftesten Werke des Spätmittelalters, mit dem nach dem Ende der großen Zeit des mittelhochdeutschen Versromans ein zwischen fast allen Textsorten liegendes literarisches Experiment gewagt wurde⁴¹. Es geht hier um die (erste) Ehedebatte, bei der die Frage, ob Bertschi Triefnas seine Mätzli Rüerenzumph heiraten soll, auf sehr grundsätzliche Weise abgehandelt wird⁴². Dabei spielt das Vers-Prosa-Problem eine Rolle, wenn Henritze Nabelreiber am Ende festhält, man sei zu keinem Ergebnis gekommen, weil man (1.) im Sitzen statt im Stehen und (2.) in Versen statt in Prosa disputiert habe. Denn: *Chluogen sach will reimens nicht* (v. 3520, S.204)⁴³. Die Argumentationsabläufe dieser Debatte sind aber viel zu anspielungsreich, als daß man sie allzu modern unter dem Stichwort ›Scheitern von Kommunikation‹ verbuchen sollte. Als Höhepunkt des dörflichen Redeturniers, bei dem die Männer ehefeindliche und die Frauen ehfreundliche Positionen vertreten, führt der alte Colman so ziemlich alle Nachteile des Ehe- und Familienlebens an, die sich finden lassen. Die – ebenfalls alte – Frau Berchta Laichdenman (also etwa ›Mannsbetrug‹) versucht, seine Argumentation Punkt für Punkt zu widerlegen. Ihrer Behauptung, es sei besser, ein Kind zu haben, das in die Hölle kommt, als gar kein Kind zu haben, hält Colman die Bibelstelle Mt. 26, 24 entgegen, wo es von Judas heißt, für ihn sei es besser, er wäre nie geboren (vv. 3257–3260). Colmans höflich-ironische Einschränkung, mit der Dunkelheit der Stelle selbst seine Probleme zu haben (v. 3277 *Ich zweiveln in der vinstler*), kommt Frau Laichdenman wie gerufen, um nicht gegen die Autorität der Heiligen Schrift argumentieren zu müssen:

⁴¹ HEINRICH WITTENWILER, *Der Ring*, hg. v. EDMUND WIESSNER, HORST BRUNNER, Stuttgart 1991.

⁴² Zur Argumentationsstruktur der Ehedebatte: ULRICH GAIER, *Satire. Studien zu Neidhart, Wittenwiler, Brant und zur satirischen Schreibart*, Tübingen 1967, S.154–161; BERNWARD PLATE, *Heinrich Wittenwiler*, Darmstadt 1977, S.51–53; ORTRUN RIHA, *Die Forschung zu Heinrich Wittenwilers ›Ring‹ 1851–1988*, Würzburg 1990, S.127–136.

⁴³ Vgl. vv. 3521 f., S.204: *Wer mag ein disputieren / Mit gmessner red florieren?*

*Waz got tuot und waz er spricht,
 Ich sich es mit der warhait gen,
 Der es gar eben mag versten.
 Dar zuo ist die glos vil guot,
 Wan der text uns zwivel tuot,
 Daz sei uns beschaide schon
 Rechtes sinns in chluogem don. (vv. 3284–3290; S. 190–192)*

Die gewiß unproblematische Aussage, daß die Glosse uns in schöner Form über den ›richtigen Sinn‹ schwieriger Schriftstellen belehrt (*Wan der text uns zwivel tuot*), hat hier freilich die Funktion, eine an sich eindeutige Bibelstelle zu relativieren, da sie der Disputantin nicht in den Kram paßt. Frau Laichdenman führt gleich zwei Glossen zu Mt. 26, 24 an (die allerdings noch niemand hat nachweisen können). Mit der einen bringt sie die Judas-Legende⁴⁴ ins Spiel: Wäre Judas nicht geboren worden, dann hätte er nicht Inzest mit seiner Mutter treiben und seinen Vater nicht ermorden können. Die zweite Glosse wird in Diminutivform nachgeschoben:

*Ein anders glösel also spricht:
 ›Wäger wer im, daz er nicht
 Pei cristes zeiten wär geporn;
 Won daz schuoff im disen zorn.‹ (vv. 3308–3310; S. 192)*

Das heißt: Wäre Judas nicht zu Lebzeiten Christi geboren worden, dann hätte er ihn auch nicht verraten können. Mit diesen Umdeutungen des Herrenworts begnügt sich Frau Laichdenman nicht; sie stellt diesem ›Text‹ ihre eigene Aussage als weiteren ›Text‹ gegenüber, die sie damit in den Rang einer Bibelstelle erhebt:

*Nu spricht mein text: ›Das böste ist
 Nichtznicht wesen älleu frist.‹
 So sait der dein, daz besser wär,
 Dem gotzveräter nicht so swär,
 Ob er gewesen wär ungporn;
 Wan sein sel ist gar verlorn. (vv. 3291–3296; S. 192)*

Mein Text – dein Text. Jede Bibelstelle läßt sich offenbar beliebig relativieren, indem man ihr eine widersprechende konfrontiert, wobei dann beide über die Glossen scheinbar in Einklang gebracht werden. Es stört dabei wenig, daß es mit Frau Laichdenmans ›Text‹ nicht ganz zum besten steht – es handelt sich allenfalls um eine Verballhornung eines Kirchenväterzitats über

⁴⁴ Dazu u.a. FRIEDRICH OHLY, *Der Verfluchte und der Erwählte. Vom Leben mit der Schuld*, Opladen 1976; PETER DINZELBACHER, *Judastraditionen*, Wien 1977.

das Böse als Privation des Guten. Laichdenman erklärt nach diesem Wortgefecht die Angelegenheit für erledigt. Bernhard Sowinski vermutet, hier würden »zwei Lehr- und Lernweisen sichtbar: Während die Alte einen autoritären Lehr- und Lernstil mit Vortrag und Zuhören bzw. Lernen betont, will Colman die Wahrheit aus *red und widerred* (3276), also dialektisch aus These und Antithese in der Synthese erfahren.«⁴⁵ Sowohl ›Text‹ wie auch ›Glosse‹ sind jedenfalls zu Signalwörtern für einen manipulativen Umgang mit der Bibel geworden. So wie Wittenwiler etwa im Bauernturnier die höfische Welt satirisch in die der Bauern transponierte, so überträgt er hier mit nicht weniger Schärfe die gelehrt-klerikale Exegese parodistisch ins Dörperliche.

Eine solche Verkleinerungsform von ›Glosse‹ wie bei Wittenwiler, die eine herablassende oder verächtliche Bewertung anzeigen kann, aber nicht muß⁴⁶, findet sich auch bei Hermann von Sachsenheim († 1458), einem Autor, der für seine Minnereden bekannt ist. Seine umfangreiche ›Mörin‹ kann höchstens unter den »Großformen der Minnerede« (Glier)⁴⁷ durchgehen; sie ist vor allem ein karnevalesk inszenierter Minneprozeß mit einer deutlichen Tendenz zum juristischen Detail. So wird hier an das Kommentieren juristischen Schriftguts zu denken sein, nicht an theologische Exegese, wenn die Aufforderung an den angeklagten Erzähler um Ehrlichkeit beim Prozeß auch in dieser Terminologie formuliert wird, parallel zur idiomatischen Wendung ›Kein Blatt vor den Mund nehmen‹ (die vielleicht auf den ›Wigalois‹ (v. 10166) anspielt)⁴⁸:

*Der marschalk sprach: ›güt man, du bist,
Als uns bedunckt, selb wis genüg.
Sag an din handel und din füg
Und leg kain blatt für dinen mund!
Tû uns die rechte warhait kund
Und mach kain gloß, das dunckt mich güt,
Als in der bicht mang nünlin tût!
So es den text nit sagen will,*

⁴⁵ BERNHARD SOWINSKI in: HEINRICH WITTENWILER, *Der Ring*, hg. v. BERNHARD SOWINSKI, Stuttgart 1988, S. 443.

⁴⁶ Im ›Daniel‹, in dem die ›Glossen‹ zum Ende des Werkes immer kürzer werden, heißt die letzte dann nur noch ›Glössel‹ (v. 8292, wie Anm. 15, S. 129): *Diz glosel alhie zu gat*. In Bescheidenheitsgebärde: Das Passional 439, 45f., hg. v. F. KARL KÖPKE, Quedlinburg – Leipzig 1852: *mit geloube ich alhie pflege, / daz ich dir druf ein glosel pote*.

⁴⁷ INGEBORG GLIER, *Artes amandi. Untersuchungen zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden* (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971, S. 314, zur ›Mörin‹ bes. S. 321–328.

⁴⁸ Vgl. LUTZ RÖHRICH, *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Neuausgabe, Freiburg u. a. 1994, Bd. 1, S. 205f.

*So kann es finden glöblin vil,
Das es der bichter nit verstand.* (vv. 2280–2289)⁴⁹

Keine Glosse zu machen, heißt also soviel wie ›nicht herumreden‹, ›nichts beschönigen‹; als negatives Exempel wird ein ›Nönnlein‹ genannt, das bei der Beichte sich viele ›Glösslein‹ einfallen läßt, um den ›Text‹ der ehrlichen Aussage so zu entstellen, daß ihn der Beichtvater nicht versteht und – so werden wir hinzufügen müssen – die Absolution quasi blind erteilt. Was in der Mörin nur als Vergleichsgegenstand zur Aussage vor Gericht erscheint, wird in einer anderen Dichtung des Hermann von Sachsenheim direkt auf die Institution der Beichte bezogen. Im ›Schleiertüchlein‹ erzählt ein Ritter, wie er von seiner Minnedame auf eine Pilgerreise ins Heilige Land geschickt wird. Sie stattet ihn nicht nur mit einem Tüchlein aus, in das sie Blutstropfen aus ihrer Brust fallen läßt, sein *heiltum*, eben das Schleichertüchlein; sie gibt ihm auch allerhand Ratschläge und Ermahnungen mit auf den Weg, die als eigenständige Ritterlehre (*Vnderweisung aines, der Ritter wolt werden*) in das Liederbuch der Clara Hätzlerin aufgenommen wurden. Dazu gehört die Aufforderung zu ›lauterer‹ Beichte⁵⁰, also zu einem ›Text‹ ohne ›Glosse‹:

*Den text und nit die glos
Erzog vor allen dingen
Dem schopffer sunderlingen
Mit lutter bicht und riw.* (vv. 374–377)⁵¹

Hermann von Sachsenheim bringt ›Text‹ und ›Glosse‹ allerdings auch direkt mit der ›Minne‹ in Verbindung, wenn auch freilich in einer Dichtung, die den Rahmen üblicher Minnereden gänzlich sprengt. In einer pastorellenartigen Verserzählung von der ›Grasmetze‹ (vor 1453), die ebenfalls ins Hätzlerin-Liederbuch (II, 72, S. 281) aufgenommen war, versucht der Erzähler als alternder ›Minner‹, ein schönes Bauernmädchen ›herumzukriegen‹, indem er auf höfische Weise um sie wirbt. Doch das Mädchen versteht seine schönen Metaphern wörtlich, wodurch eine bekannte Form von Komik entsteht, die in diesem Zusammenhang nicht überrascht⁵². Die Handlung kippt

⁴⁹ HERMANN VON SACHSENHEIM, Die Mörin, hg. v. HORST DIETER SCHLOSSER, Wiesbaden 1974, S. 117. Der Herausgeber erwägt eine »Selbstironie des Juristen«.

⁵⁰ Zur ›lauteren‹ Beichte vgl. MEINOLF SCHUMACHER, Sündenschmutz und Herzensreinheit. Studien zur Metaphorik der Sünde in lateinischer und deutscher Literatur des Mittelalters (Münstersche Mittelalter-Schriften 73) München 1996, bes. S. 211–213.

⁵¹ HERMANN VON SACHSENHEIM, Schleiertüchlein, hg. v. DONALD K. ROSENBERG, Göttingen 1980, S. 68; Liederbuch der CLARA HÄTZLERIN, hg. v. CARL HALTAUS, Quedlinburg – Leipzig 1840, S. 252 (II, 62, 40–53).

⁵² Vgl. UWE RUBERG, ›Wörtlich verstandene‹ und ›realisierte‹ Metaphern in deutscher erzählender Dichtung von Veldeke bis Wickram, in: ›Sagen mit sinne‹. FS MarieLuise Dittrich, hg. v. HELMUT RÜCKER, KURT OTTO SEIDEL, Göttingen 1976, S. 205–220.

erst um, als die junge Frau dem alten Mann erklärt, selbst verliebt zu sein, und zwar in einen jungen Kleriker, ›der vorn am Lettner steht‹:

*da vornenn in die laitem zwär,
ich weiß mir ainn mit crusem här
den will ich mir für aigen haben;
der kann die rehten bûchstaben,
der kann den text und och die gloß;
wer ich ain nunn in ainer cloß,
ich welt im helffen mettin singen,
das allú glöcklûn müsten clingen
und die ziegel wagen uff dem tach.* (vv. 251–259)⁵³

Dieser junge Kleriker ›kann den Text und auch die Glosse! Das ist zweifellos Sexualmetaphorik (wobei freilich offen bleibt, was beim Geschlechtsakt der Text und was die Glosse ist...). Wir haben hier eine Art von sogenannter Standesironie, ähnlich wie bei Volkers Schwertfiedeln im ›Nibelungenlied‹. Wenn jemand kämpft, dann wird das in der Terminologie seiner üblichen Beschäftigungen formuliert; kämpfende Mönche etwa schreiben harte Buchstaben, nehmen ihren Gegnern die Beichte ab und legen ihnen harte Bußen auf, ihre Tinte ist Blut und ihr Predigerstab das Schwert⁵⁴. Ähnliches scheint auch für die sexuelle Tätigkeit von Klerikern zu gelten. Und dabei entsteht nun eine überraschende Komik. Hatte bisher die Grasmetze alles mißverstanden, so kehrt sich das Verhältnis um. Jetzt versteht der verliebte Erzähler die erotische Metaphorik nicht als Metaphorik: Mit Buchstaben, Texten und Glossen kenne er sich auch aus, schließlich sei er doch ein Magister Artium: *ich bin der kunst och gemagistriert* (v. 262). Solche ›Kunst‹ ist freilich von jungen Mädchen weniger gefragt. Bei seinem anschließenden Vergewaltigungsversuch scheitert der ›alte Minner‹ kläglich und muß sich von dem Bauernmädchen beschimpfen und verspotten lassen. Texte und Glossen in wörtlichem Sinne machen sexuelle Altersschwäche nicht wett.

Die negative Verwendung von ›Glosse‹, bei der sie nicht im Sinne einer Erklärung verstanden wird, sondern eher als Verdunkelung, als Herumreden um das Eigentliche (den ›Text‹) bis hin zum Relativieren, Entschuldigen und Beschönigen, hat zu einer festen Bedeutung geführt, die etwa bei Oswald von Wolkenstein greifbar wird: *kein schand niemand glosieren mag, / wie*

⁵³ HERMANN VON SACHSENHEIM, Die Grasmetze, in: *Mittelhochdeutsche Minnereden*, hg. v. WILHELM BRAUNS, GERHARD THIELE (Deutsche Texte des Mittelalters 41) 2. Aufl., Dublin – Zürich 1967, Bd. 2, Nr. 18, S. 100–106, hier S. 105.

⁵⁴ Vgl. MEINOLF SCHUMACHER, Der Mönch als Held oder Von Ilsâns Kämpfen und Küssen in den ›Rosengarten‹-Dichtungen, in: *Jahrbuch der Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft* 14 (2003/04) S. 91–104.

scharpf man si betrachet (116,43 f.)⁵⁵. Verbreitet war von den bei Adelong genannten ›Redensarten‹ die Wendung ›(jemandem) einen Text lesen‹ (heute meist: ›die Leviten lesen‹)⁵⁶ oder ›einen Text (ganz) sagen‹⁵⁷. Das ließ sich verstärken durch den Zusatz ›ohne Glosse‹, was in etwa unserem ›Klartext reden‹ entspricht. Als Beispiel sei eine Stelle aus dem im Umkreis des Heidelberger Hofes entstandenen deutschen ›Malagis‹-Roman genannt. Dort ist Karl der Große in Montpellier gefangen, und Roland, der sich mit Karl in einer heftigen Auseinandersetzung zerstritten hat, antwortet dem nach *König Karle* fragenden Olivier:

*Rulant sprach: ›er ist hie ynnen.
Er und ich sin umynnen,
Umb das ich die warheit
Yme one glose, den text gantz seit,
Das der konig worde nyder gelacht. (vv. 14287–14291)⁵⁸*

V.

Fragen wir am Schluß dieses Beitrags, was das Lehnwort ›Text‹ in unseren volkssprachigen Belegen aus dem Mittelalter nicht bedeutet, so stellen wir zunächst fest: ›Text‹ meint kein Buch, keinen Codex, auch kein Evangelienbuch. Der ›Text‹ kam offenbar erst ins Deutsche, als sich *textus* in fortschreitender Abstraktion vom materiellen Buch schon weitgehend gelöst hatte⁵⁹. Die moderne Ausweitung des Textbegriffs – von der Anwendung auf Phänomene mündlicher Sprache⁶⁰ bis hin zu Konzepten wie ›Kultur als

⁵⁵ OSWALD VON WOLKENSTEIN, *Die Lieder*, hg. v. KARL KURT KLEIN u. a., 2. Aufl., Tübingen 1975, S. 296.

⁵⁶ Z. B. Das Korgericht, in: *Fastnachtsspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert*, hg. v. ADELBERT VON KELLER, Ndr. Darmstadt 1965, Bd. 1, S. 323: *Nun hör mein antwort, lieber man! / Hastu dein außlecken darumb getan, / so laß dir ain andren text lesen!*

⁵⁷ Di ploben farb vasnacht, in: *Fastnachtsspiele* (wie Anm. 56), Bd. 2, S. 730: *Herr der wirt, ich will euch den rehten text sagen, / Wariumb wir all plobs clait an tragen*; MICHEL BEHEIM, *Gedichte* 453, 2717–2722 (wie Anm. 23), Bd. 3, S. 434: *ieczund / Well wir ewch ganz sagen den text. / ir sölt gedenken aines wexs, / Daz wir nit so schentlich, / lasterlich und enentlich / Verderben hie jn dieser not!*

⁵⁸ *Der deutsche Malagis*, hg. v. ANNEGRET HAASE u. a. (Deutsche Texte des Mittelalters 82) Berlin 2000, S. 349. Die Bedeutungsangabe zu *text* im Glossar »Inhalt« (S. 617) ist nicht sehr genau.

⁵⁹ Vgl. IVAN ILLICH, *Im Weinberg des Textes*. Als das Schriftbild der Moderne entstand, Frankfurt a. M. 1991, bes. S. 121–133 (›Vom Buch zum Text‹).

⁶⁰ Z. B. KONRAD EHLICH, *Text und sprachliches Handeln*. Die Entstehung von Texten aus

Text⁶¹ – läßt sich mit diesem Befund jedoch nur schwer sprachhistorisch absichern. Wir müssen konstatieren, daß ›Text‹ im späten Mittelhochdeutschen und im frühen Frühneuhochdeutschen durchweg ein relationaler Begriff ist: Bei (fast) allen Belegstellen, die ich gefunden habe, ist ›Text‹ nur dasjenige, das gedeutet, ausgelegt, kommentiert, übersetzt oder vielleicht auch vorgetragen (›gelesen‹ oder ›gesagt‹) wird. Der Gegensinn ist dabei stets präsent, in wenigen Fällen indirekt, in den meisten Fällen ausdrücklich⁶². In der überwältigenden Anzahl der Belege ist dieser Gegensinn mit dem Wort ›Glosse‹ benannt, so daß man von einem Begriffspaar sprechen kann. Vereinfachend ausgedrückt: Erst die Glosse macht den Text zum ›Text‹. ›Glosse‹ ist zunächst ein Begriff der Schriftlichkeit, weshalb auch ›Text‹ auf Schriftliches bezogen bleibt, in den meisten Fällen auf Perikopen der Bibel. Durch die phraseologische Formel ›keine Glossen machen‹ im Sinne von ›aufrichtig sein‹ wird offenbar im 15. Jahrhundert dann auch das Entsprechungswort ›Text‹ mit in den Bereich der Mündlichkeit gezogen, zum Beispiel den der Beichte. Metaphorisch läßt es sich sogar auf Sexuelles übertragen.

Da eine Erklärung oder doch zumindest die Erklärungsbedürftigkeit mit Voraussetzung dafür ist, von einem ›Text‹ sprechen zu können, verwundert es nicht, daß die großen poetischen Werke des Mittelalters offenbar nicht als ›Texte‹ bezeichnet werden. Allenfalls ließe sich ein indirekter Beleg dafür anführen. Im sogenannten Literaturexkurs seines ›Tristan‹ polemisiert Gottfried von Straßburg gegen die ›Geschichten-Wilderer‹, die mit ihrer Dichtung eigentlich gleich Kommentatoren (›Deuter‹) mitliefern müßten, damit überhaupt etwas versteht, wer sie hört oder liest (›sieht‹). ›Aber‹, so Gottfried, ›wir haben doch nicht die Geduld, erst die Glosse dazu aus den schwarzen Büchern herauszusuchen!‹

*die selben wildenaere
si müezen tiutaere
mit ir maeren lâzen gân.
wirm mugen ir dâ nâch niht verstån,
als man si hoeret unde siht.
sône hân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glôse suochen
in den swarzen buochen. (vv. 4683–4690)⁶³*

dem Bedürfnis nach Überlieferung, in: Schrift und Gedächtnis, hg. v. ALEIDA ASSMANN u. a., München 1983, S. 24–43.

⁶¹ Vgl. etwa Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft, hg. v. DORIS BACHMANN-MEDICK, Frankfurt a. M. 1996.

⁶² Vgl. WOLFGANG RAIBLE, Von der Allgegenwart des Gegensinns (und anderer Relationen), in: Zeitschrift für romanische Philologie 97 (1981) S. 1–40.

⁶³ GOTTFRIED VON STRASSBURG, Tristan, hg. v. FRIEDRICH RANKE, RÜDIGER KROHN, 7. Aufl.,

Es handelt sich bei dieser zumindest auch gegen Wolfram von Eschenbach gerichteten Polemik um eine doppelte Bosheit. Einmal unterstellt Gottfried seinen Konkurrenten, so unverständlich zu schreiben, daß man Kommentare benutzen müßte, um die Dichtungen zu verstehen. Und zweitens sind es ausdrücklich ›schwarze‹ Bücher, die man heranziehen müßte. Das wird sich nicht auf das Stilideal der ›Obscuritas‹ beziehen, sondern auf schwarze Magie. Der Vorwurf lautet demnach: Man müßte schon mit dem Teufel im Bunde sein, wenn man so etwas wie den ›Parzival‹ verstehen wollte. Die Notwendigkeit einer Glosse macht die Dichtung zumindest indirekt zu einem Text, und zwar in durchaus pejorativem Sinn. Für unsere Fragestellung ist aber wichtig, daß ausgerechnet bei diesem wahrscheinlich ältesten Beleg für das Lehnwort ›Glosse‹ im Deutschen das entsprechende Wort ›Text‹ nicht fällt. Stand es dem Dichter nicht zur Verfügung? Oder wäre es kurz nach 1200 doch noch zu kühn gewesen, eine weltliche Dichtung mit dem Wort ›Text‹ in die Nähe der Bibel zu rücken? Das ist schwer zu entscheiden. Wir können wohl nur festhalten, daß trotz der engen Verbindung dieser Begriffe das Wort ›Text‹ erst gut 130 Jahre später in der deutschen Literatur nachweisbar ist als das Wort ›Glosse‹.

Ferner läßt sich bemerken: Im Unterschied zu ›Glosse‹ gibt es bei ›Text‹ keine Verbal- und keine Diminutivformen. Auch der Plural kommt nicht vor (wenn dieser auch in Wittenwilers Formulierung ›mein Text – dein Text‹ tendenziell angelegt ist); der Plural wird dann bei einer Philologisierung des Begriffs im Sinne der Textkritik notwendig, wenn etwa Luther⁶⁴ ›Texte‹ im Sinne von ›Textzeugen‹ verwendet (*Etliche Text*)⁶⁵. Anders als in den lateinischen ist in den deutschen mittelalterlichen Belegen von ›Text‹ die Metaphorik des Webens und Flechtens kaum ausgeprägt⁶⁶. Zu nennen wäre nur ein Vokabular vom Ende des 15. Jahrhunderts, das die ›Text‹-Definition wahrscheinlich direkt aus dem Lateinischen übersetzt: *ordenlich gewebe der*

Stuttgart 1996, Bd. 1, S. 286–288. Zur Stelle zuletzt ANNA MÜHLHERR, Unbestimmtheit als Kalkül. Gottfrieds Rühmen und Schelten zu Beginn des poetologischen Exkurses, in: Der ›Tristan‹ des Gottfried von Straßburg, hg. v. CHRISTOPH HUBER, VICTOR MILLET, Tübingen 2002, S. 317–326, bes. S. 320 ff.

⁶⁴ MARTIN LUTHER, Die gantze Heilige Schrifft Deudsch, Wittenberg 1545, hg. v. HANS VOLZ, München 1972, S. 2066 (zu Mc. 15,25): *Es meinen aber etliche / der Text sey hie durch die Schreiber verruckt / das an stat des buchstaben ζ (welcher im Griechischen sechs bedeut) sey der buchstabe γ (welcher drey bedeut) weil sie einander nicht fast vngleich sind.*

⁶⁵ Vgl. LUTHER, Schrifft (wie Anm. 54), S. 2218 (zu Act. 13,20): *Etliche Text haben vier hundert / Aber die Historien vnd rechnung der jar leidens nicht. Ist des Schreibers jrthum / der vier fur drey geschrieben hat / welsch leicht ist geschehen im Griechischen.*

⁶⁶ Vgl. z. B. den Beitrag von ULRICH ERNST in diesem Band.

*schryfft, da ein sentencz fin geflochten ist in den andern*⁶⁷. Im bereits zitierten Fremdwörterbuch des Simon Roth von 1571 kann es dann heißen: *Text, Ein geweb. Item der Text oder die wort eines Gesangs so vnter die notten geschriben vnd gleichsam gewebet ist*⁶⁸.

Diese für uns selbstverständliche Verwendung im Sinne von ›Liedtext‹⁶⁹, die übrigens auch bei Adelung nicht erwähnt worden war, scheint für die Zeit vor Luther nicht nachweisbar zu sein. Mit einer Ausnahme: Das unter den Liedern Oswalds gedruckte Lied Kl. 131 trägt in der Handschrift den Titel *Den Tschst vbr' das geleyemors wolkenstain*⁷⁰. Allein dieser Titel gibt mehrere Rätsel auf. Obwohl er es dem Wolkensteiner zuschreibt, findet sich das Lied nur einmal an abgelegener Stelle (Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 4871, vom Jahr 1461), nicht in Oswalds eigenen Liedhandschriften, weshalb Zweifel an dieser Zuschreibung aufkommen konnten. Das zweite Problem wirft der merkwürdige Akkusativ auf: ›Den Text über [...]‹ (der nicht den Eindruck eines Schreibfehlers macht). Und drittens ist da das rätselhafte Wort *geleyemors*, für das die Oswald-Forschung immerhin wahrscheinlich machen konnte, daß es sich auf den Chanson-Titel ›Je loe amours‹ von Gilles Binchois († 1460) bezieht. Hier hätten wir also eine deutsche Kontrafaktur über ein französisches Lied, und zwar auf ein zeitgenössisches. Da ›Text‹ hier gerade nicht die Vorlage meint, sondern die (neuen) Worte zu einer vorgegebenen Melodie, handelt es sich zweifellos um einen Beleg aus dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts für ›Text‹ im Sinne von ›Liedtext‹. Zum älteren deutschen Wortschatz scheint diese Verwendung jedenfalls nicht zu gehören; der Teichner etwa spricht – wie auch die Meistersinger – stets von ›Wort und Weise‹; z. B. *so ist pesser wort an singen, / denn dw weizz unwort-haft*⁷¹. Das Mittelhochdeutsche hatte für diese Bedeutung von ›Text‹ offenbar keinen Bedarf.

⁶⁷ LORENZ DIEFENBACH, *Glossarium Latino-Germanicum Mediae et Infimae Aetatis*, Frankfurt a. M. 1857, S. 582.

⁶⁸ ROTH, *Fremdwörterbuch* (wie Anm. 10), S. 356.

⁶⁹ Z. B. GEORG FORSTER, *Frische Teutsche Liedlein*, hg. v. M. ELIZABETH MARRIAGE, Halle/Saale 1903, S. 4: *Das auch der recht Text nicht in allen Liedlin vorhanden, kann ich nit für, dann ich wol weiß, wie grossen fleis ich lange zeit gehabt, das ich die rechten text der Liedlin bekommen möcht, hat aber nicht sein wöllen*. Hierbei ist dann auch der Plural unproblematisch.

⁷⁰ OSWALD VON WOLKENSTEIN, *Lieder* (wie Anm. 55), S. 323–325; dazu HANS-DIETER MÜCK, HANS GANSER, *Den Tschst vbr' das Geleyemors Wolkenstain: Oswalds von Wolkenstein Liedtext Kl. 131 im Cgm 4871 und Gilles Binchois' Chanson ›Je loe amours‹*, in: *Lyrik des ausgehenden 14. und des 15. Jahrhunderts*, hg. v. FRANZ V. SPECHTLER, Amsterdam 1984, S. 115–148; BURGHART WACHINGER, ›Ma dame Mercye‹ und ›swarz meidlin‹. Zweifelhaftes am Rande des *Œuvres Oswalds von Wolkenstein*, in: *Vom Mittelalter zur Neuzeit*. FS Horst Brunner, hg. v. DOROTHEA KLEIN, Wiesbaden 2000, S. 403–422, hier S. 408–414.

⁷¹ HEINRICH DER TEICHNER, *Gedichte* 440, vv. 154 f. (wie Anm. 35), Bd. 2, S. 233.

Inhalt

| | |
|--|-----|
| LUDOLF KUCHENBUCH, Einleitung | 7 |
| BEATE WAGNER-HASEL, <i>Textus</i> und <i>texere</i> , <i>hýphos</i> und <i>hyphaínein</i> : Zur metaphorischen Bedeutung des Webens in der griechisch-römischen Antike | 15 |
| ULRICH ERNST, Text und Intext. Textile Metaphorik und Poetik der Intextualität am Beispiel visueller Dichtungen der Spätantike und des Frühmittelalters | 43 |
| HEDWIG RÖCKELEIN, Vom webenden Hagiographen zum hagiographischen Text | 77 |
| MICHAEL RICHTER, <i>Textus</i> bei irischen Autoren des Frühmittelalters ... | 111 |
| KLAUS HERBERS, <i>Textus</i> in frühmittelalterlichen Papstbriefen | 119 |
| THOMAS LENTES, <i>Textus Evangelii</i> . Materialität und Inszenierung des <i>textus</i> in der Liturgie | 133 |
| ALAIN GUERREAU, <i>Textus</i> chez les auteurs latins du 12 ^e siècle | 149 |
| BERND MICHAEL, <i>Textus</i> und das gesprochene Wort. Zu Form und Theorie des mittelalterlichen Universitätsunterrichts | 179 |
| MEINOLF SCHUMACHER, <i>...der kann den text und och die gloß</i> . Zum Wortgebrauch von ›Text‹ und ›Glosse‹ in deutschen Dichtungen des Spätmittelalters | 207 |
| DAGMAR HÜPPER, Wort und Begriff <i>Text</i> in der mittelalterlichen deutschen Rechtsüberlieferung. Der Sachsenspiegel als Text | 229 |
| SIMON TEUSCHER, Notiz, Weisung, Glosse. Zur Entstehung ›mündlicher Rechtstexte‹ im spätmittelalterlichen Lausanne | 253 |

| | |
|---|-----|
| JOSEPH MORSEL, <i>Brief und schrift</i> . Überlegungen zu den sozialen Grundlagen schriftlichen Austauschs im Spätmittelalter am Beispiel Frankens | 285 |
| LAURENZ LÜTTEKEN, Text und Texte. Die liturgische Musik des 15. Jahrhunderts zwischen Ritus und Werk | 323 |
| CHRISTEL MEIER, Konkretisierung und Symbolisierung des Textes im Bild. Eine Skizze. Zugleich ein Versuch über das <i>textus</i> -Konzept von Raimundus Lullus | 337 |
| JENS T. WOLLESEN, <i>Pictures as Texts versus Pictures and Texts Around 1300</i> | 399 |
| LUDOLF KUCHENBUCH, UTA KLEINE, <i>Textus im Mittelalter – Erträge, Nachträge, Hypothesen</i> | 417 |